

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

Felder

am 14. Juni 2026 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Freundinnen und Freunde des Overbeck-Museums,

Felder. Das ist das, was Sie in dieser Ausstellung zu sehen bekommen. Felder und Wiesen, dazu Horizont und Wolken. Sonst nichts, oder jedenfalls fast nichts. Manchmal einen Baum, ganz selten mal ein Haus und, noch seltener, eine – dann allerdings sehr kleine – menschliche Figur. Aber Häuser, Bäume und Menschen sind gar nicht wichtig in diesen Bildern. Wichtig sind allein: die Felder, der Horizont und der Himmel. Das mag im ersten Moment nach sehr wenig klingen, ist es aber nicht. Ganz im Gegenteil. Sie werden überrascht sein. Felder, Himmel und Horizont ergeben zusammen Weite. Und das ist auch das Ziel dieser Ausstellung: Wir möchten Ihnen mit der Ausstellung „Felder“ ganz viel Weite schenken.

Felder sind Natur, menschengemachte Natur. Gemacht allerdings nicht, um das Auge zu erfreuen, sondern um Ertrag zu bringen. Effizienz statt Ästhetik.

Vielleicht zählen sie deshalb nicht unbedingt zu den beliebtesten Motiven in der Kunst. Wir denken dabei meist – und zu Recht – an eintönige, rechteckige Flächen. Einheitliche Formen und Farben, soweit das Auge reicht. Monokultur eben. Landwirtschaft statt Landschaft. Felder tauchen vereinzelt immer mal in Gemälden auf, aber sie begründen kein eigenes Genre. Landschaftsmaler gibt es jede Menge. Der Beruf des Landschaftsmalers hat sich hingegen nicht so recht durchgesetzt. Wir ahnen, warum. Zu alltäglich. Zu langweilig.

Aber vielleicht liegen wir falsch. Fritz und Hermine Overbeck haben jedenfalls dutzendfach, wenn nicht hundertfach Felder und Wiesen gemalt. 80 Ölgemälde hängen allein in dieser Ausstellung, und in allen sind Felder und Wiesen das Hauptmotiv, meist im Grunde sogar das einzige Motiv. Und das sind noch längst nicht alle Bilder zum Thema „Felder“ im Werk der Overbecks. Was hat sie dazu gebracht, sich diesem Motiv zuzuwenden? Immer und immer wieder?

Zum einen standen ihnen Felder und Wiesen ständig vor Augen. Egal, ob in Worpswede oder in Vegesack – Felder gehörten zu ihrem Alltag, sie waren viel präsenter als Straßen oder Gebäude. Felder und Wiesen waren das, was die Overbecks sahen, wenn sie aus dem Fenster schauten oder aus dem Haus gingen. Das geht den meisten von uns heute nicht mehr so.

Zum anderen haben Fritz und Hermine Overbeck wohl die ungeheure Vielfalt erkannt, die in diesem scheinbar unspektakulären Motiv steckt. Und diese Vielfalt, diesen Reichtum möchte ich hier gemeinsam mit Ihnen erkunden.

50% der Fläche Deutschlands werden heute und wurden auch damals schon landwirtschaftlich genutzt. In unserer Zeit sinkt diese Zahl allerdings, denn die für Gebäude und Verkehr bebauten Flächen wachsen mit jedem Tag um weitere 50 Hektar. Dadurch sind heute etwa 15% der Gesamtfläche Deutschlands bebaut, im Jahr 1900 waren es noch unter 5%. Der Rest – 95% des Landes – war Natur: zur Hälfte landwirtschaftlich genutzt, zur Hälfte aber auch wild, unberührt oder zumindest ungenutzt. Eine Natur, die dem Menschen nichts sein musste, sondern einfach so war wie sie war. Es sind vor allem diese ungenutzten Flächen, die in unserem Land heute zu verschwinden drohen.

Landwirtschaft sah zu der Zeit von Fritz und Hermine Overbeck anders aus als heute: viele, kleine Felder mit wechselnder Bepflanzung, von Hand bestellt, in unmittelbarer Nähe der Dörfer und Gehöfte. Heute haben wir sehr viel weniger und dafür sehr viel größere Felder, riesige Flächen, maschinell bearbeitet, weitab von den Ballungszentren. Es gibt jede Menge Kinder, die noch nie ein Kornfeld von Nahem gesehen haben.

Und wenn wir ehrlich sind, kommen Brot und Mehl für die meisten von uns vor allem aus dem Supermarkt, oder meinetwegen noch vom Bäcker. Wie oft denken wir darüber nach, wie diese Lebensmittel eigentlich entstehen? Was es alles braucht, damit wir sie am Ende in der Hand halten, riechen, schmecken und genießen können? Was wächst überhaupt auf den Feldern in Deutschland?

Die Getreideernte des vergangenen Jahres wird auf knapp 45 Millionen Tonnen geschätzt. Das meiste davon ist Winterweizen mit fast 23 Millionen Tonnen. Mit deutlichem Abstand folgen Gerste und Roggen, Hafer kommt schon „nur noch“ auf 900.000 Tonnen. Und nicht nur Getreide wird angebaut, sondern auch Hülsenfrüchte: Ackerbohnen, Sojabohnen, Süßlupinen und Felderbse.

Es gibt mehr als 250.000 landwirtschaftliche Betriebe in Deutschland, davon immerhin – oder erst? – jeder zehnte im ökologischen Landbau. Fast 900.000 Menschen arbeiten in der Landwirtschaft, viele von ihnen mit einem Arbeitspensum weit jenseits der Belastungsgrenze, mit drückenden finanziellen Sorgen und Zukunftsängsten, unmittelbar abhängig von Wetter, Klimawandel und EU-Verordnungen. Landwirt / Landwirtin ist weiß Gott kein leichter Beruf.

Man muss es sich also erlauben können, die Felder zu romantisieren.

*Und ich wandre aus den Mauern
bis hinaus ins freie Feld.
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!*

Das schreibt Joseph Eichendorff in seinem Gedicht „Weihnachten“. *Weit und still*. Naja, er kommt als Künstler aufs Feld, nicht als derjenige, der pflügen, säen oder ernten muss. Da wäre es dann auch ganz schnell vorbei mit der Stille.

Aber auch die Worpsweder Maler kamen als Künstler. Sie konnten die Weite der Felder stundenlang malen, weil sie nicht im Schweiß ihres Angesichts für Ernteerträge schufteten mussten. Das ist vor allem erstmal ein Privileg.

Die Maler waren aber auch keine dummen Städter, die von nichts eine Ahnung hatten. Fritz Overbeck wusste sehr wohl, ob er gerade ein Weizen-, ein Roggen- oder ein Kartoffelfeld malte. Dass viele der Bilder heute den etwas vagen Begriff „Kornfeld“ im Titel tragen – „Birken vor Kornfeld“, „Eiche am Kornfeld“, „Weyerbergkuppe hinter Kornfeldern“ – hat vor allem damit zu tun, dass wir, die wir heute diesen einst namenlosen Ölstudien einen Titel geben müssen, anhand der Bilder manchmal nicht mit Sicherheit sagen können, um welche Getreidesorte es sich handelt. Gut zu erkennen ist hingegen immer der von Fritz Overbeck so gerne gemalte Buchweizen. Ein Getreide, das heute nur noch wenig angebaut wird, das damals aber ein wichtiges Grundnahrungsmittel war und mit seinen zarten weißen Blüten das Bild des Weyerbergs prägte – und mit Sicherheit schöner aussah als der heute dort angebaute Futtermais.

Ackerland, also Felder machen heute 70% der landwirtschaftlich genutzten Fläche in Deutschland aus, die restlichen 30% sind sogenanntes Dauergrünland: Weiden und Wiesen für die Viehhaltung und zur Heuernte. Auch sie sind Nutzflächen, von Menschen bearbeitet und von Zäunen begrenzt.

Wiesen sind nichts Natürliches, erinnert uns John Lewis-Stempel, sie sind von Menschen gemacht, aus wilden Zutaten. [...] Eine Wiese ist kein natürlicher Lebensraum, sie ist eine Beziehung zwischen Natur, Mensch und Tier. Im besten Fall ist sie außerdem ein Gleichgewicht und eine Kunstform.

Über diese Kunstform und dieses Gleichgewicht zwischen Natur, Mensch und Tier hat John Lewis-Stempel ein wundervolles Buch geschrieben. Es trägt den schlichten Titel „Ein Stück Land“, und darin erzählt er, monatsweise von Januar bis Dezember, was er mit seiner Wiese im Laufe eines Jahres so erlebt. Das Buch beginnt mit den wunderbaren Worten: *Ich kann nur erzählen, wie es sich angefühlt hat. Wie es war, ein Stück Land zu bearbeiten und zu beobachten und mit allem verbunden zu sein, was dort ist und jemals dort war.*

Das klingt bescheiden. Aber es ist genau wie mit den Bildern von Fritz und Hermine Overbeck: so wenig – und doch so viel. Es ist nur ein Feld oder eine Wiese, aber wenn der Mensch aufmerksam ist für das, was ihn umgibt, enthält dieses Feld oder diese Wiese den Reichtum einer ganzen Welt.

Dafür müssen wir der Natur die Chance lassen, sich zu entfalten. Gerade weil wir sie nutzen wollen, nutzen müssen, um uns zu ernähren, muss die Natur ihr Wachstumspotenzial und ihre Vielfalt voll ausspielen können. Das heißt: Wir müssen sie auch mal lassen! John Lewis-Stempel findet deutliche Worte für das, was wir in unseren geliebten und penibel gepflegten Gärten veranstalten: *Ein Stück Rasen ist, wenn man einmal darüber nachdenkt, nichts weiter als eine Wiese in Gefangenschaft.*

Harte, aber leider berechnete Worte. Wollen wir wirklich die Gefängniswärter unseres Gartens sein? Denken Sie darüber nach, wenn Sie das nächste Mal den Rasenmäher zur Hand nehmen. Vielleicht schenken wir der Wiese in unserem Garten einfach mal die Freiheit.

In früheren Zeiten war der Umgang mit dem Land ein anderer. Da gab es die sogenannte **Allmende** – gemeinschaftlich genutzte Flächen, die man gemeinsam bebaute oder auf denen jeder sein Vieh weiden lassen konnte, und die auf diese Weise eine gerechte Versorgung aller ermöglichten. So etwas durfte es im Kapitalismus dann irgendwann nicht mehr geben, aber eigentlich war es eine gute und vernünftige Art, das Land zu nutzen – nicht zuletzt, weil die Menschen dabei lernten, dass nicht ihr eigener Vorteil, sondern das Wohl aller das Ziel war, dem alles andere untergeordnet wurde.

Der Engländer Richard Mabey beschreibt geradezu liebevoll, welche Freiheit ihm eine einfache Wiese als Kind in den 1940er und 50er Jahren schenkte:

*In meiner Kindheit fing die **Allmende** gleich hinter dem Garten an, abgetrennt durch nichts als einen einfach gespannten Stacheldraht. [...]*

Die rund 40 Hektar Gelände fielen unaufhaltsam der Wildnis anheim [...].

Es war eine Hinterhofsavanne, und verwildert, wie damals alle Kinder waren, annektierten wir sie sofort als unser natürliches, biologisches Zuhause. Wir nannten sie schlicht „die Wiese“ [...]. Faszinierend finde ich, wie unsere Bande ohne jede Anleitung ein gerechtes Kartierungs- und Besiedlungsmuster für das Terrain entwickelte [...]. Niemand schwang sich zum Anführer auf oder beanspruchte irgendwelche Sonderrechte [...].

Irgendwie tüftelten wir eine Struktur für den Ort aus, ein Netz aus Pfaden, Treffpunkten und Lagerplätzen, verbotenen Zonen und Ritualstätten. Und wir ersannen eine Art kleinbäuerliche Ökonomie: Wir verwerteten Backsteine aus dem Schutt des alten Herrenhauses, sammelten Walnüsse, Kastanien und sogar Mandeln, garten Kartoffeln in der Birkenholzglut und lernten, wie man Butter macht, indem man ein Sahnegläschen am Rad eines umgedrehten Fahrrades befestigt und dann kurbelt.

Wir besaßen eine an Animismus grenzende Achtsamkeit – für die Beschaffenheit von gutem Brennholz, für imaginäre Gesichter an Baumstämmen, für gigantische Feuersteine, für die Biegsamkeit von Gräsern und alle Folterqualen, die man damit bereiten konnte, für den Geschmack von Blättern, für Wellen im Gelände, die tief genug waren, uns vor unseren Eltern zu verbergen, wenn wir etwas ausheckten. In den Sommerferien blieben wir den ganzen Tag dort draußen, kamen oft nur zum Abendessen und zum Schlafen nach Hause.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber wenn ich diese Worte höre, wünsche ich mir sofort eine solche Kindheit. Und vor allem wünsche ich den Kindern von heute eine solche Kindheit – wissend, dass sie sie nicht haben. Mit der wilden Wiese, die uns vor unseren Eltern verbirgt, während wir etwas aushecken, verlieren wir etwas ganz Wichtiges. Wichtig vor allem für unsere Seele. Nicht umsonst nannte Richard Mabey das Buch, aus dem ich eben zitiert habe, „Die Heilkraft der Natur“. Er beschreibt darin, wie er als Erwachsener, unter Depressionen leidend, zurückzufinden versucht in dieses Aufgehobensein in der Natur, das er als Kind so selbstverständlich in seinem Leben hatte. Und wie es ihm langsam, Schritt für Schritt, gelingt und die Natur ihn tatsächlich heilt.

Wohlgemerkt: Wir sprechen hier die ganze Zeit nicht von unberührter Natur. Sondern von Nutzflächen, von geformter Landschaft, von dem, was entsteht, wenn der Mensch der Natur seinen Stempel aufdrückt. Denn das ist ja die Art von Natur, mit der wir es meistens zu tun haben. Ein anderes Buch von Richard Mabey trägt den wunderbaren Titel „Uneigentliche Landschaften“ und beschreibt, wie die Natur sich die unwahrscheinlichsten Orte zurückerobert – aufgegebene Fabriken, Abraumhalden oder zubetonierte Straßen. Diese „uneigentlichen Landschaften“ sind es, die uns heute im Alltag am häufigsten umgeben. Sie sind auf den ersten Blick meistens nicht besonders schön, und oft

genug übersehen wir sie einfach. Aber sie sind da, und häufiger als man denkt enthalten sie eine verblüffende Artenvielfalt. Wir können sie entdecken, wenn wir nur aufmerksam genug sind.

Felder und Wiesen: Damit verbinden wir eine aufgeräumte, geordnete Landschaft, sauber abgeteilt, mit schnurgeraden Begrenzungen, damit ein riesiger Mähdrescher gut an ihnen entlangfahren kann und auch wirklich jeden Halm erwischt. Eine Landschaft, geprägt durch Effizienz. Aber ganz so ist es nicht – an den Rändern passiert immer etwas, das weiß jeder, der im Sommer einmal Kornblumen pflücken gegangen ist. Die sich nämlich am Feldrand ihren Platz erobern, aller landwirtschaftlichen Ordnung zum Trotz.

Felder schaffen nicht nur Ordnung, sondern auch Übergänge. Das lernte die Philosophin Nathalie Knapp bei einem Spaziergang mit ihrem Kollegen, wie sie in ihrem Buch „Der unendliche Augenblick“ berichtet:

„Was für eine Wiese!“, rief ich beim Anblick einer üppigen Frühlingslandschaft mit blühenden Bäumen, Büschen, Sträuchern und jungem Grün. In allen Schattierungen leuchtete das frische Grün.

„Das ist keine Wiese, das ist ein Übergang“, erklärte mir der Biologe und Philosoph Andreas Weber, mit dem ich dort gerade spazieren ging.

„Was ist ein Übergang?“ fragte ich. [...]

„Ein Übergang ist der Ort, an dem der Wald die Wiese ruft und die Wiese dem Wald antwortet.“

Was für ein Satz, noch dazu aus dem Mund eines Biologen. Wald und Wiese reden miteinander. Sofort wird uns klar, dass die Natur immer und überall aus tausend Übergängen besteht. Am Feldrand, an Waldrändern und in den sogenannten Knicks, Feldbegrenzungen aus Büschen und Bäumen, die auch

Fritz und Hermine Overbeck oft gemalt haben, und deren unschätzbare Wert für die Artenvielfalt erst wiederentdeckt werden musste, als sie in Deutschland schon fast vollständig zerstört waren. Jetzt werden sie mit viel Aufwand wiederhergestellt, um den Schaden für die Natur, der längst angerichtet wurde, wenigstens zu begrenzen.

Überall in diesen Büschen und an den Rändern reden unterschiedliche ökologische Lebensräume miteinander. Im Garten versuchen wir dieses Gespräch oft zu unterbinden, indem wir Pflanzengruppen und Bereiche voneinander getrennt halten – denken Sie an Ihren Rasen, die arme Wiese in Gefangenschaft. Wir tun das, damit Ordnung herrscht, aber damit schaden wir uns selbst und der Natur, und gelingen tut es auch nicht.

Diesen wilden, wuchernden Saum einhegen und bis ins Kleinste durchdringen zu wollen, ist nichts anderes als der Wunsch, der Natur Grenzen aufzuerlegen, sie in ein Reservat zu [drängen], schreibt Richard Mabey. Doch hierzu dürfte es kaum kommen. Das Leben bleibt den Vermessern und Verwaltern immer einen Schritt voraus [...]. Was die Welt in Gang hält, ist pausenlose, willkürliche, fantasievolle Flickschusterei.

Was für ein schönes, fast ausgestorbenes Wort: Flickschusterei. Mit anderen Worten: Die Natur mogelt sich durch, wo sie nur kann. Und sie macht das so gut, dass wir Menschen davon eine Menge lernen können. Zu viele Grenzen schaden dem Leben, dem Wachstum und dem Blühen. Richard Mabey vergleicht das mit seinen beiden Katzen, die stundenlang draußen auf den Feldern herumstromern und dann nach Hause kommen und es sich auf seinem Sessel gemütlich machen:

Die Mühelosigkeit, mit der [Katzen] sich zwischen der wilden Welt und der domestizierten hin- und herbewegen, täte auch unserer Spezies gut. [...] Ich

muss lernen, auch in meinem eigenen Leben die Grenze zwischen Natur und Kultur zu verhandeln.

Ja, das müssen wir wohl alle lernen. Wir können ja gar nicht leben, ohne die Natur zu kultivieren, zu formen und zu nutzen. Aber es wäre schön, wenn wir die andere, wildere Seite der Natur, die ohne uns auskommt, nicht allzu sehr aus dem Blick verlören, und wenn wir uns wie Richard Mabeys Katzen etwas eleganter, friedlicher und weniger zerstörerisch zwischen diesen beiden Welten hin- und herbewegen könnten.

Damit es zu keinem Missverständnis kommt: Felder sind nicht das Gegenteil dieser wilden Übergänge. Sie sind ein Teil davon. Laut Nathalie Knapp *können auch die ersten Schichten der Erdoberfläche als Übergangszone betrachtet werden. Sie werden von unzähligen Lebewesen bevölkert, die die tiefen mineralischen Erdschichten mit der Atmosphäre verbinden. Dieses lebendige Erdreich ist vermutlich die größte zusammenhängende Übergangszone auf diesem Planeten.*

Wir leben also alle mitten in und auf einem riesengroßen Übergang. Nur dass wir uns dessen nicht bewusst sind. Aber erst dieser wimmelnde Übergang zwischen Erdreich und Atmosphäre ermöglicht das Wachstum auf den Feldern, das wir fälschlicherweise vor allem als Ordnung wahrnehmen. Und so langsam begreifen wir, dass das Wachstum von Pflanzen kein mechanischer, vollständig kontrollierbarer Vorgang ist, sondern viel komplexer und beziehungsreicher als wir dachten.

Ein gesunder Boden verfügt über eine Art internes Kommunikationssystem, schreibt Nathalie Knapp. Wenn zwischen den verschiedenen Tier- und Pflanzenfamilien kein Austausch mehr stattfindet, weil der Anbau auf eine Getreidesorte reduziert wird, nimmt die Intelligenz des Bodens rapide ab. [...]

Die Erde verliert dann ihre Kompetenz als Kommunikationsnetz und Übergangszone.

Ein intelligenter Boden. Eine kompetente Erde. Das sind Adjektive, die wir normalerweise für uns selbst reklamieren – nicht immer zu Recht übrigens. Es hilft, sich die Erde mit diesen, angeblich menschlichen, Eigenschaften ausgestattet vorzustellen, damit wir begreifen, was in der Landwirtschaft geschieht, je mehr wir auf Effizienz, Kostenersparnis und Gewinnmaximierung setzen.

Wenn die Erde schreien könnte, dann würden es viele Bauern auf ihren Feldern nicht mehr aushalten, schreibt der Landwirtschaftsexperte Joseph Amberger. Ein starkes und grausames Bild, aber vermutlich hat er Recht. Die Felder, die uns ernähren und die auf den Bildern von Fritz und Hermine Overbeck so malerisch daherkommen, tun der Erde auch etwas an – sie laugen Böden aus, reduzieren die Artenvielfalt, ruinieren das Grundwasser. Das lässt sich nicht wegdiskutieren.

Was können wir tun? *Jedes Stück Land ist einzigartig*. Um es nachhaltig zu bewirtschaften, muss man zuerst *sich selbst und das eigene Land besser kennenlernen*, schreibt Nathalie Knapp. Es geht darum, die Beziehung zwischen uns und der Natur neu zu verstehen und auf ein anderes, besseres, weniger zerstörerisches Fundament zu stellen.

Wir brauchen Sanierungspläne, nicht nur für verschmutzte Gewässer und verschandelte Landschaften, sondern auch für unsere Beziehung zur Welt. Unsere Lebensweise muss wieder ehrenhaft werden, damit wir beim Gang durch die Welt nicht beschämt die Augen niederschlagen müssen, schreibt Robin Wall Kimmerer in ihrem wundervollen Buch „Geflochtenes Süßgras“.

Es stimmt: Wie oft möchte man beschämt die Augen niederschlagen, wenn man in den Nachrichten hört, wie es um die Welt bestellt ist. Dabei kann es nicht darum gehen, die Natur möglichst gar nicht mehr anzutasten und keinen Grashalm zu krümmen, sondern *wir müssen das unausweichliche Dilemma lösen, das darin liegt, dass wir das Leben um uns herum ehren und es zugleich verbrauchen müssen, um davon zu leben: Das gehört zu unserem Menschsein*, wie Kimmerer schreibt.

Robin Wall Kimmerer, Biologie-Professorin und Angehörige eines indigenen Volksstammes aus Nordamerika, findet eine Lösung für dieses Dilemma im Prinzip der **Ehrenhaften Ernte**, das sie von ihren Vorfahren, dem Volk der Potawatomi, gelernt hat:

Ehrenhaft wird eine Ernte dadurch, dass sie dem Gebenden genauso nützt wie dem Nehmenden.

Die Ernte soll auch dem Gebenden nützen – in unserer kapitalistischen Welt klingt das abstrus, wenn nicht unmöglich, dabei ist es ganz einfach, und die Regeln, die Kimmerer dafür aufstellt, sind so kurz und bündig, dass man sie noch leichter auswendig lernen kann als die zehn Gebote, und vielleicht sollte man genau das auch tun.

- *Wisse um die Lebensweise derer, die für dich sorgen, damit du auch für sie sorgen kannst.*
- *Mach dir klar, dass du derjenige bist, der um Leben bittet.*
- *Bitte um Erlaubnis, bevor du nimmst. Höre auf die Antwort.*
- *Nimm nie das Erste. Nimm nie das Letzte.*
- *Nimm nur, was du brauchst.*
- *Nimm nur, was dir geschenkt wird.*
- *Nimm nie mehr als die Hälfte. Lass etwas für die anderen übrig.*

- *Ernte so, dass du möglichst wenig Schaden anrichtest.*
- *Nutze es respektvoll. Verschwende nie, was genommen hast.*
- *Teile.*
- *Danke für das, was dir geschenkt wurde.*
- *Hinterlasse ein Gegengeschenk für das, was du genommen hast.*

Das ist schon alles, und da muss man sich doch fragen: Warum fällt uns das so schwer? Warum sprechen mindestens 90% unserer Felder und fast unsere gesamte Tierhaltung diesen einfachen Regeln Hohn? Es ist doch eigentlich nur das, was wir jedem Kind beizubringen versuchen, wenn wir es erziehen. Und dann verlernen wir es selbst?

„Geflochtenes Süßgras“ von Robin Wall Kimmerer ist mein Lieblingsbuch, weil sie einen trotz all der schmerzhaften Erkenntnisse über unseren Umgang mit der Natur nicht den Schuldgefühlen und Selbstvorwürfen überlässt, zu denen wir allen Grund hätten, mit denen aber auch niemandem geholfen ist. Stattdessen gibt sie uns das Gefühl, handeln zu können – und handeln zu wollen. Ihre Liebe zu den Menschen ist ebenso groß wie ihre Liebe zur Natur. Für sie ist vor allem entscheidend, was wir Gutes tun können. Denn wir können ja viel, sehr viel sogar, und wenn wir unsere Haltung zur Natur ändern, können wir all das einsetzen, um Gutes zu bewirken, anstatt Schaden anzurichten.

Wir sind dazu aufgerufen, *Verantwortung zu übernehmen für alles, was uns geschenkt wurde, für alles, was wir uns genommen haben*, schreibt Robin Wall Kimmerer. *Jetzt sind wir dran*, etwas zurückzugeben.

Wir schauen auf den Zustand der Welt und schauen in den Spiegel und zögern. Was sollen wir der Welt denn zurückgeben? Was haben wir denn zu geben? Wir mögen denken, wir stehen mit leeren Händen da, aber das stimmt nicht.

Die Menschheit hat so vieles erschaffen, und ich zitiere die Worte, mit denen das Buch „Geflochtenes Süßgras“ endet: *all die Bücher, Gemälde, Gedichte, die schlauen Maschinen, die Akte des Mitgefühls, die transzendenten Ideen, die ausgeklügelten Werkzeuge. Lauter Geschenke von Geist, Hand, Herz, Stimme und Augen. [...] Egal, worin unsere Gabe besteht, wir sind aufgerufen, sie zu verschenken – als Gegengeschenk für das Privileg, atmen zu dürfen.*

Das Privileg atmen zu dürfen. Bitte nehmen Sie diesen Gedanken mit:

All das Gute, das wir tun können, jede kleine und kleinste Geste, jeder Akt des Mitgefühls, der Pflege und Fürsorge, des Kümmerns und der Freundlichkeit, ist ein Gegengeschenk an die Welt für das Privileg, atmen zu dürfen.

Sie merken, was wir von den Feldern und Wiesen alles lernen können, und dass wir ihnen großes Unrecht tun, wenn wir sie nur als monotone Flächen und eine Art Gebrauchsgegenstand wahrnehmen. Fritz und Hermine Overbeck haben das erkannt und ihnen in ihren Gemälden ein Denkmal gesetzt, mal in leuchtenden und mal in milden Farben, mal groß, mal klein, mal unter düsteren Wolken und mal im heiteren Sonnenschein. *Jedes Stück Land ist einzigartig* – wer wüsste das besser als diese beiden Landschaftsmaler, die ihr Leben dem Versuch gewidmet haben, die Einzigartigkeit eines jeden Feldes und einer jeden Wiese in verschiedenen Tages- und Jahreszeiten zu erfassen. Gerade hier im Overbeck-Museum erleben Sie immer wieder: Kunst und Natur sind untrennbar miteinander verbunden. Rainer Maria Rilke, der mit den Worpsweder Malern befreundet war, hat dafür schöne und poetische Worte gefunden:

Das Äußerste und Tiefste, aus dem die großen Dinge der Kunst gemacht sind, ist in jeder Natur, es wächst mit allen Feldern, alle Lerchen wissen davon.

Es wächst mit allen Feldern, und alle Lerchen wissen davon.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie in dieser Ausstellung genießen können, was Ihnen aus den Bildern und den Feldern erwächst. Lassen Sie Ihren Blick zum Horizont schweifen, immer weiter und weiter, von Bild zu Bild. Sie werden merken: Der Horizont zieht sich durch den ganzen Ausstellungssaal. Der Raum öffnet sich vor Ihren Augen. Sie können in die Ferne schauen und aufatmen vor diesen Bildern – genießen Sie das Privileg, atmen zu dürfen. Diese Werke zeigen uns, wie vielfältig die Welt ist, wie reich sie uns beschenkt, obwohl – oder gerade weil es doch eigentlich nur ganz gewöhnliche, vertraute Landschaften sind.

Und dann, meine Seele, sei weit, sei weit, dass dir das Leben gelinge, schreibt Rainer Maria Rilke. Wenn wir uns erlauben, dass unsere Seele weit wird vor diesen Bildern, dann kann uns auch das gelingen, was Robin Wall Kimmerer die Ehrenhafte Ernte nennt – dass unsere Beziehung zur Natur ein friedliches Geben und Nehmen ist, dass wir uns von ihr ernähren und leben können, ohne zerstören zu müssen, was wir doch eigentlich lieben.